Gekommen, um dazuzugehören!

Die linksalternative Szene und linke NGOs haben es sich in ihrer Bubble bequem gemacht. Von Inklusion zu reden und sie zu praktizieren scheinen zwei verschiedene Paar Schuhe zu sein. Payal Parekh schildert ihre Erfahrungen als migrantische Aktivistin of Color in weissen linken Räumen.

Text: **Payal Parekh** | Bild: **Whitney Bursch**

Im Gegensatz zu vielen anderen Migrant*innen in der Schweiz flüchtete ich nicht vor Krieg, Folter, Dürre oder einem nicht funktionierenden Staat: Als privilegierte und gut ausgebildete Frau kam ich mit einem Visum für hochqualifizierte Arbeitskräfte in die Schweiz, um als Post-Doktorandin an der Universität Bern in der Abteilung für Klima- und Umweltphysik zu arbeiten.

Der Anfang in Bern war etwas schwierig – aufgrund des Alltagsrassismus war es schwer, eine Wohnung zu bekommen, trotz der gut bezahlten Stelle. Dann gab es den Doktoranden, der meinte, dass ich mein Stipendium nur bekommen hatte, weil ich eine indische Frau war, und mir mein Leben so schwer wie möglich machen wollte.

Aber beide Probleme lösten sich, und dann war das Leben richtig schön. Spannende Forschungsprojekte und Diskussionen mit neuen Kollegen, das Schwimmen in der Aare und kreative Aktionen mit anderen jungen Leuten gegen die restriktive Migrationspolitik. Das Allerschönste war aber, mich zu verlieben.

Ich hatte das Gefühl, dazuzugehören und eine zusätzliche Heimat gefunden zu haben. Trotzdem war es Zeit weiterzugehen. Ich merkte, dass es sehr schwierig war, die Klimapolitik mit wissenschaftlicher Arbeit zu beeinflussen, und trat eine neue Stelle als professionelle Campaignerin bei einer Umwelt-NGO in San Francisco an.

Die Arbeit gefiel mir und ich spürte, dass gut gemachtes Campaigning die Politik unter Druck setzen kann. Um meinem Liebsten näher zu sein, kehrte ich nach Bern zurück und leitete Klimakampagnen in Zusammenarbeit mit Aktivist*innen aus der ganzen Welt, bis ich Ende 2018 entschied, eine Pause von internationaler Arbeit zu machen. Angesichts des Aufstiegs der Klimastreikbewegung war es ein guter Zeitpunkt.

Plötzlich wollten alle etwas zum Thema Klima organisieren, ob politische Aktivist*innen, Denkfabriken oder politische Parteien. Am Anfang machte es Spass – eine neue Bewegung mit frischer Energie. Ich bekam viele Anfragen und meine Expertise wurde anerkannt. Mit Elan tauchte ich in die Arbeit bei verschiedenen Komitees ein.

Das ewiggleiche Muster

Sehr schnell aber fiel mir etwas auf – ich war immer die einzige Person of Color (PoC) und die einzige Migrantin von ausserhalb Westeuropas, und auch Personen mit Migrationshintergrund der zweiten Generation gab es nur sehr wenige.

Zudem war Mitgliedschaft oft nur auf Einladung möglich, das heisst, dass nur die Zugang haben, die schon ein Teil des richtigen Kreises sind. Unter solchen Umständen ist es schwierig, aus den verschiedenen Krisen der Welt rauszukommen, da wir dazu eine breitere Bewegung brauchen. Diese zu bilden gelingt nur, wenn wir auf neue Leute zugehen und wenn existierende Kulturen, Strukturen und Normen dehnbar und flexibel sind. Wie in der Gesellschaft, soll Integration auch in Gruppen und Bewegungen nicht eine Einbahnstrasse sein.

Lost in Translation

Die Spielregeln in Komitees und Gruppen waren für mich oft schwer zu entziffern. Wenn ich es aber wagte, mich zu erkundigen, welche Struktur eine Gruppe hat, was die Kommunikationsnormen sind und wie Entscheidungen getroffen werden, war ich über die Reaktionen auf meine Fragen perplex. Bei einer Organisation hiess es, dass es für alle anderen klar sei, wie die Gruppe funktioniere, und dass es Zeitverschwendung sei, darüber zu reden. Bei einer anderen landeten meine Fragen auf taube Ohren und Entscheidungen wurden weiterhin hinter geschlossenen Türen gefällt. Bei einem dritten Komitee versuchten einige Mitglieder, meine Fragen ehrlich zu beantworten, und merkten dabei, dass sie selber weder die Struktur noch die Entscheidungsprozesse formalisiert hatten und dass Leute, die länger dabei waren, Entscheidungen einfach in die Hand nahmen.

Die Spielregeln waren für mich oft schwer zu entziffern.

Informelle Strukturen und intransparente Entscheidungsprozesse machen es denjenigen, die aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus kommen, nahezu unmöglich, gleichberechtigt zu partizipieren, sie zementieren informelle Machtdynamiken und verhindern eine Kultur der Rechenschaftspflicht und Transparenz.

Bei der Forderung nach Diversität geht es nicht um Identitätspolitik, sondern um die Beteiligung aller an zivilem Leben. Natürlich ist es am Anfang für alle Beteiligten unangenehm, in einer diversen Gruppe zu arbeiten. Aber damit innovative Ideen entstehen, braucht es meistens ein bisschen Reibung und die Bereitschaft, sich als Gruppe mit Meinungsverschiedenheiten intellektuell auseinanderzusetzen.

Integration soll auch in Gruppen nicht eine Einbahnstrasse sein.

Perspektivenwechsel

Neuen Ideen mit Offenheit anstatt mit Widerstand zu begegnen ist der erste Schritt, um die Gewinne von Diversität zu ernten. Wenn eine Person hört, dass es «hier nicht so gemacht wird», oder wenn man ihr sagt, dass sie falsch verstanden habe oder sie mache eine grosse Geschichte aus nichts, wenn sie etwas infrage stellt, dann hört sie auf, ihre Ideen mitzuteilen, oder sie verlässt die Gruppe.

Es ist sehr einfach zu vergessen, dass jede Person eine Situation anders erlebt; natürlich gibt es auch Differenzen zwischen Menschen der gleichen Kultur, aber die Realitätsschere ist viel grösser zwischen einer Migrantin und einer Einheimischen. Ein paar Wochen nach den Terroranschlägen in USA vom 11. September 2001 trug ich für zwei Tage ein Kopftuch, da es viele Angriffe gegen Muslim*innen gab. Sofort merkte ich, wie anders ich wahrgenommen wurde. Viele haben mich angestarrt, nahmen Abstand von mir oder griffen mich sogar verbal an, als ich am zweiten Tag auch meine indischen Kleider trug. Obwohl man ein solches Experiment nicht immer machen kann, können wir uns daran erinnern, dass wir unsere Realität nicht als die einzige annehmen sollen.

Was braucht es, damit Migrant*innen und andere, die auch am Rand der Gesellschaft sind, sich als Teil der Gesellschaft fühlen? Wenn eine Gesellschaft wirklich inklusiv sein soll, heisst das auch, dass Einheimische bereit sind, ihre Privilegien zu untersuchen und manche davon aufzugeben. Es ist auch wichtig, offen für konstruktive Kritik zu sein und nicht die eigenen gekränkten Gefühle in den Mittelpunkt zu stellen, sondern das eigene rassistische Verhalten. Oft reagieren weisse Leute mit Abwehr, da sie nicht glauben möchten, dass sie sich rassistisch verhalten könnten, weil sie ja links und/oder liberal sind.

Viele Migrant*innen wie ich mögen die Schweiz und wir möchten etwas zurückgeben und kreieren, aber nicht, wenn wir dafür unsere Kultur ganz abgeben müssen – dann verlieren wir uns. Von der Gastronomie zur Musik, von Forschung zur Kunst gibt es zahlreiche Beispiele, was entstehen kann, wenn Kulturen zusammenkommen, sich mischen und es einen Austausch auf Augenhöhe gibt. Ich bin eine wütende Optimistin und ich möchte sehen, dass die Integration gegenseitig und die Gesellschaft inklusiv ist.

Workshop am 8.5.21, siehe Programm.

Medientipps von Payal Parekh

Taiye Selasi:
Don't ask where I'm from, ask where I'm a local.
Ted Talk (ted.com)

Ta-Nehisi Coates:
Between The World and Me.

Pierre Koralnik:
Un étranger dans le village.
Film über den Schriftsteller James Baldwin in der Schweiz der frühen 1960er Jahre.

Rolf Lissy:
Die Schweizermacher.
Film (1978)

Fatma Aydemir, Hengameh Yaghoobifarah u. v. m.:
Eure Heimat ist unser Albtraum.